Tag
Tabakwaren.
Wirte!
und billig bei
Köln,
waren-Grosshdlg.
Höhle 37 I
Verkauf von
raturen
e 14

Küsse

Sieben Junggesellen eines Klubs saßen „inmal beisammen und unterhielten sich über etwas ganz besonders Wichtiges. Ueber den . . . Kuß!

Sagte der Eine, indem er die Asche seiner Zigarette abstrich, mit einem vielsagenden Zucken um den linken Mundwinkel: „O, ich habe einmal einen Kuß gegeben, an den ich ewig denken werde! Vor einigen Jahren lernte ich ein kleines, arg verwachsenes Mädchen kennen — und lieben. Hatte d i e ein schönes Gesicht! Und erst der wundervoll geschwungene Mund der Kleinen! Zierlicher hatte wohl noch nie die Natur Amors Bogen in Fleisch und Blut geformt. Ich brannte darauf, der kleinen Buckligen, deren Reize niemand zu beachten schien, einen Kuß aufzudrücken. Im verschwiegenen Winkel eines Parks gelang es mir. Während eine Drossel über uns sang, hing heiß und andächtig Mund an Mund — sekundenlang. Manchen Kuß habe ich gegeben, aber diesen e i n e n, wertvollsten von allen, werde ich n i e v e r g e s s e n!"

Blies der Zweite den Rauch seiner Zigarette langsam vor sich hin. „Doch es gibt auch Männer, die niemals küssen", meinte er. „Ich erinnere mich gerade, von einem 37 Jahre alten Professor Crook in Chicago gelesen zu haben, der eines Tages zu seinem Auditorium bemerkte, er habe nie geschworen, nie berauschende Getränke zu sich genommen, nie geraucht und nie ein Weib geküßt. Kurz darauf stand diese erstaunliche Erklärung in allen Zeitungen und lief durch das Kabel nach Europa. Von allen Seiten flogen ihm Briefe zu in denen er gelobt oder lächerlich gemacht wurde."

„Die Sache hat etwas für sich", philosophierte der Dritte. „Aber der Mann in Chicago fand vielleicht keinen Genuß am Küssen, Rauchen, Trinken. Dann war seine selbstherrliche Rede unnötig! Uebrigens ist die Auffassung vom Kußgeben sehr verschieden! Jeder Mann, jede Frau küßt anders. Auch bei ein und demselben Volke bilden sich im Laufe der Zeit verschiedene Kußsitten heraus. In Frankreich pflegten bis zum 17. Jahrhundert die vornehmen Herren den vornehmen Damen bei der Begrüßung einen Kuß auf den Mund zu drücken, was manchmal für den Küssenden oder Geküßten höchst angenehm, manchmal aber auch sehr unangenehm war. Dieser Freiheit im Kußgebrauche steht die Kußfremdheit der Mongolen und anderer Völkerschaften gegenüber. Kaum glaublich ist ein Fall aus Rußland, der sich vor einer Reihe von Jahren ereignete. Dort wurde eine bekannte russische Schauspielerin, Frau Tresiloff, zu 10 Rubel Strafe verurteilt, weil sie im Straßenbahnwagen ihre — Mutter geküßt hatte. In Petersburg und Moskau war bis zum Kriege (trotz der russischen Kußfreudigkeit) jede Zärtlichkeit auf offener Straße verboten, dagegen alles mögliche im Schutze der Mauern erlaubt. Eine Liebeserklärung auf einer Postkarte konnte damals mit fünf Rubel Strafe geahndet werden. Wie anders ist es dagegen in Italien! Die Italienerin ist mit ihren Küssen sehr freigebig: eine heiße Glut wogt in ihr, doch dahinter wohnt keine Liebe. Das Blumenmädchen auf der Straße gibt leichthin zu den Blumen auch einen Kuß."

Das Bündelchen

Ich weiß ein kleines Bündelchen
Aus Kissen und aus Windelchen,
Mit blauen Schleifchen, ei wie fein!
Was mag denn wohl darinnen sein?

Da zappelt und da strampelt was,
Sag einer mir, was ist denn das?
Zwei Fäustchen fahren täppisch dumm
Um ein gar winzig Näschen 'rum.

Doch nun, o weh, ganz fürchterlich,
Verzieht ein kleines Mäulchen sich.
Und jetzt . . . und jetzt . . . wie kann das sein,
Fängt's in dem Bündel an zu schrein.

Nein, was doch so ein kleiner Mann,
Kaum auf der Welt, schon alles kann!
So gib doch endlich wieder Ruh,
Du dummer, kleiner Schreihals du!

Ich wieg dich ein und husch dich fein,
Ei, ei, popei, schlaf ein, schlaf ein!
Mach ninnenei und sei hübsch brav,
Im Garten steht ein schwarzes Schaf.

Es nutzt nur nichts, das Büblein klein,
Das schreit und will nicht stille sein.
Da glaub ich wohl, das Bündelchen
Hat lauter nasse Windelchen.

Für die Jugend

Streitbare Geschwister.

Während der Zeit, daß die Kinder wieder mehr auf das Zimmer angewiesen sind, hat die Mutter auch wieder mehr Gelegenheit, die abweichenden Charaktereigenschaften der Kinder genauer zu beobachten. Während das eine geduldig, verträglich, nachgiebig und gebefreudig ist, ist das andere zanksüchtig, rechthaberisch, eigensinnig, trotzig und bezüglich des Teilens kleiner Freuden und Genüsse geizig und neidisch. Natürlich vereinen sich nicht immer hier alle Tugenden und dort alle Fehler bei einem Kinde. Sie treten auch wechselseitig bald bei diesem, bald bei jenem mehr in den Vordergrund, je nachdem sich ein besonderer Anlaß dazu bietet. Aber die Hauptcharakteranlage, als reine Temperamentsache, wird doch immer wieder bei jedem Kinde besonders stark in Erscheinung treten und für die Mutter zur Richtschnur der ferneren Erziehungsarbeit werden müssen, wenn sie nicht dulden will, daß das nachgiebige und fügsame, bescheidene und gebefreudige Kind von seinen gegenteilig gearteten Geschwistern unterdrückt, beherrscht oder gar übervorteilt wird. Gelegentlichen kleinen Reibereien zwischen den Geschwistern sollte sie dagegen nicht allzuviel Wert beimessen. Sie dienen ebenfalls zur gegenseitigen Erziehung derselben, zur Stärkung vorhandener Anlagen oder zum Abschleifen vorhandener Fehler, namentlich dann, wenn sie selbst sich nicht allzusehr um die Entzweiungen kümmert und den Friedensengel oder gar Richter zu spielen versucht.

Rätselecke.

Nr. 152. Problem „Ruine".



Nr. 153: Rechen-Aufgabe.
Aus den je einmal zu verwendenden Ziffern 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 sollen eine ganze Zahl und zwei Brüche gebildet werden, deren Summe 7 beträgt. Gegeben ist 6 2/4. Aus den noch nicht benutzten Ziffern ist der andere Bruch herzustellen.

Nr. 154: Bilder-Rätsel.



Auflösungen aus Nr. 48 und 49.

Nr. 147. Such-Rätsel: Im ganzen 8 Personen, und zwar: 1. Mann zur Pfeife. — 2. Schnitter zur Sense. — 3. Kind zum Pferdchen. — 4. Kind zum Drachen. — 5. Junge zum Apfelwerfen. — 6. Jäger zum Huhnschießen. — 7. Magd zum Heumachen. — 8. Zweites Kind zum Ballspiel.
Nr. 148. Scharade: Notwehr.
Nr. 149. Bilder-Rätsel: Ueberstandener Leiden gedenkt man gern.
Nr. 150. Scharade: Hausschlüssel.
Nr. 151. Bilder-Rätsel: Laß nicht nach, so kommst du hoch.

Verantwortlich für die Redaktion Pet. Becher, Brühl.
Druck und Verlag von P. Becher, Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung und Wesselinger Zeitung

Nr. 50 — Sonntag, den 10. Dezember — Jahrgang 1922

Ehrt das Alter

Du zählst nicht immer sechzehn Lenze,
Du bleibst nicht ewig jung, mein Kind,
Einst werden deine Freudenkränze
Verwehn wie welkes Laub im Wind.

Drum wenn auf deinen jungen Wegen
Ein Mütterchen, ein schwacher Greis
Am Stab gebückt dir tritt entgegen,
Das Antlitz welk, die Locken weiß;

So schenk ihm doch ein freundlich Grüßen,
Ein Lächeln und ein liebes Wort,
Es wird ihm hold den Tag versüßen
Und lebt in seinem Herzen fort.

Das Alter sieht ja stets so gerne
Die junge Welt im Flügelkleid
Und träumt sich wieder in die Ferne,
Ach, längst verblühte Rosenzeit.

Der Himmel wird dich dafür segnen,
Wenn du das Alter liebst und ehrst
Und ihm mit Achtung wirst begegnen,
So, wie du's einst für dich begehrst!

Das Gespensterschiff

Eine abenteuerliche Geschichte von Robert Wendlandt.

(Nachdruck verboten.)

Vor einem Jahrzehnt war ich Untersteuermann auf der „Maria". Diese hatte zum großen Schaden fast zwei Jahre lang in ihrem Heimathafen stillgelegen, weil es nicht möglich war, eine Mannschaft für sie zu finden. Es ging nämlich das Gerücht, daß in früheren Zeiten einmal an Bord ein Mord geschehen wäre und der Geist des Erschlagenen noch keine Ruhe gefunden hätte. Aus diesem Grunde wollte sich lange Zeit kein Matrose auf ihr einschiffen.

Nach vieler Mühe gelang es endlich, eine Besatzung zusammenzubringen, und wir gingen in See, nachdem wir vierzehn Tage auf günstigen Wind gewartet. Als dieser endlich eintrat, wollte der Kapitän nichts versäumen; aber unglücklicherweise war es ein Freitag. Daran hatten wir in der Kajüte wohl nicht gedacht — aber desto mehr die Matrosen, da bei ihnen der Freitag für einen schlimmen Segeltag gilt, der Unheil im Gefolge hat. Das war natürlich wieder ein Grund, die Mordgeschichte mit dem umgehenden Geist aus der Vergessenheit auszugraben, und ich bin überzeugt, sie würden sämtlich noch desertiert sein, wenn sie die Möglichkeit dazu gehabt hätten.

Trotzdem verlief unsere Reise anfänglich unerwartet gut, und allmählich beruhigten sich auch die Gemüter. Viel trug dazu der Leichtmatrose Karl Harmes bei — ein lustiger Bursche, der mit seinen Witzen und Erzählungen die ganze Mannschaft ermunterte. Der neunzehnjährige Mensch war meiner Wache zugeteilt, und auch ich amüsierte mich oft über seine Munterkeit. Obwohl er sehr flink und anstellig war, kam es mir doch so vor, als ob er doch schon verschiedene Male im Leben Schiffbruch gelitten und den Seemannsberuf als letztes Aushilfsmittel ergriffen hätte; indessen versprach er ein tüchtiger Matrose zu werden.

Zwei Monate fast waren wir schon unterwegs und hatten ohne jeden Zwischenfall den Aequator erreicht. In jenen Gegenden herrschen Windstillen, und Segelschiffe haben oft Tage und Wochen mit ihnen zu kämpfen, ehe sie dieselben überwinden und auf der Südseite den günstigen Passatwind wieder erreichen.

Auch wir lagen eines Nachts in Stille und sahen eins der dort so häufigen Gewitter heraufziehen. Da man nie weiß, ob dieses nicht heftigen Wind mit sich bringt, so muß der Seemann bei solchen Fällen recht vorsichtig sein, um nicht Raaen und Stangen einzubüßen, und die kleinen Segel rechtzeitig bergen.

Noch mehr wurde ich dazu veranlaßt, als auf den eisenbeschlagenen Spitzen der Masten und Raaen Elmsfeuer erschienen — jene blauen Flämmchen, wie sie sich als Irrlichter in Moorgegenden zeigen, wenn die Luft stark mit Elektrizität gefüllt ist.

Diese Elmsfeuer sehen die Matrosen sehr ungern; sie erblicken in ihnen die abgeschiedenen Geister verunglückter Kameraden, und wenn zufällig ein solches Licht einen oben in der Takelage beschäftigten Mann bescheint, dann prophezeien sie ihm einen baldigen Tod. Natürlich treffen solche Weissagungen ebenso selten ein wie andere — aber es wird doch daran geglaubt.

Jedenfalls aber waren unsere Leute wieder sehr aufgeregt und für Wunderbares recht empfänglich — das denn auch in der Tat nicht auf sich warten ließ.

Ich beschloß, das Großoberbramsegel festmachen und die drei Bramsegel niederlaufen zu lassen, bis ich wußte, was in der Gewitterböe steckte. Jenes wurde aufgegeit, und ich schickte die beiden Leichtmatrosen der Wache, unter ihnen auch den flinken Karl, hinauf, um es zu bergen.

Sie enterten schnell nach oben, waren aber erst im Staupenwant angekommen, als sie plötzlich anhielten und dann eilfertig wieder niederstiegen, während das Segel im Winde, der sich inzwischen aufgemacht, sich blähte und flatschte.

„Was fällt euch ein!" rief ich zornig zu ihnen hinauf. „Weshalb macht ihr das Segel nicht fest?"

Einen Augenblick blieben sie im Großwant stehen und Wilhelm, der zweite Leichtmatrose, erwiderte mit weinerlicher Stimme:

„Ach, Steuermann, droben im Wanten ist ein Geist!"

„Ein Geist, du Dummkopf?" fragte ich. „Ihr scheint mir beide närrisch zu sein!"

„Ja, ganz bestimmt, Steuermann," sagte Wilhelm, „Karl hat es auch ganz deutlich gehört, wie er mir zurief: „Wilhelm, mache das Segel nicht fest, es ist dein Unglück!" Die Stimme kam vom Vortop her!"

„Augenblicklich geht ihr wieder nach oben und macht das Segel fest!"

Bei diesen Worten ergriff ich ein Tau; doch wie der Blitz waren beide ganz auf das Deck niedergesprungen und baten mich flehentlich, sie nicht wieder nach oben zu schicken. Sie zitterten vor Aufregung, und Wilhelm begann vor Angst zu weinen.

Ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, sandte aber einen anderen Matrosen zum Beschlagen des Segels hinauf.

Als er wieder herunterkam, sagte er, er hätte keine Stimme vernommen; aber er hatte sich seiner Aufgabe so auffallend schnell entledigt, daß ich den Verdacht nicht los werden konnte, auch er hätte sich gefürchtet — um so mehr, als ich nachher die Leute die Köpfe zusammenstecken und miteinander flüstern sah. Da kam ganz gewiß wieder die Mordgeschichte aufs Tapet, und die Elmsfeuer taten das Ihrige dazu.

Ich rief Karl zu mir auf das Hinterdeck und fragte auf Ehre und Gewissen, ob auch er die Stimme wirklich vernommen. Schaudernd bejahte er es und meinte, sie müßte unbedingt aus dem Vortop gekommen sein; es wäre ihm auch so gewesen, als ob sich dort etwas bewegt hätte.

Sofort schickte ich einen älteren Matrosen in den Vortop, ob vielleicht jemand von den Leuten sich einen schlechten Witz gemacht — aber er meldete beim Herunterkommen, daß niemand oben wäre.

Mir war die Sache rätselhaft; doch da die Woche verging, ohne daß sich etwas Aehnliches ereignete, mußte es wohl eine Sinnestäuschung gewesen sein — merkwürdig nur, daß sie beiden Leichtmatrosen passiert war. —

Am anderen Vormittag ging ich mit dem Kapitän auf dem Hinterdeck auf und ab und besprach mit ihm das seltsame Ereignis, als plötzlich der Koch mit schnellen Schritten nach hinten kam und den Kapitän fragte, was er wünschte.

„Nichts!" erwiderte dieser verwundert. „Wie kommen Sie darauf?"

„Sie haben mich doch eben gerufen!" entgegnete der Mann, indem er seinen Vorgesetzten ganz verblüfft anschaute, um dann, etwas zwischen den Zähnen murmelnd, wieder in seine Kambüse zu gehen.

Zehn Minuten darauf erschien er jedoch eiligst zum zweiten Male.

„Sie haben mich gerufen!"

„Ist mir nicht eingefallen! Machen Sie, daß Sie fortkommen!"

Der arme Koch, war ganz niedergeschmettert, und Tränen standen ihm in den Augen, als er erwiderte:

„Ich kann darauf schwören, daß Sie mich gerufen haben; ich fahre seit zwei Jahren mit Ihnen und kenne Ihre Stimme ganz genau!"

Dann zog er wieder nach vorn ab — gelobte sich aber, nicht wieder hinzuhören und wenn er noch zehnmal gerufen würde.

„Was meinen Sie dazu, Steuermann?" fragte mich der Kapitän. „Nach dem Aussehen des Kochs zweifle ich nicht daran, daß er fest geglaubt, von mir gerufen worden zu sein."

Ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte, und sprach etwas von Sinnestäuschung; aber es war doch seltsam genug, daß es sich in so kurzer Zeit wiederholte. — —

Einige Tage gingen hin, ohne daß etwas Bemerkenswertes passierte — dann hatte ich die erste Abendwache. Es war schönes Wetter, die Segel standen aber voll; das Schiff zog ruhig seine Bahn durch das Wasser, und es war ziemlich still auf Deck.

Da hörte ich plötzlich, wie vorn auf dem Deck die Leute durcheinanderliefen, und rief in der Annahme, daß irgend etwas passiert wäre, was dort los sei!

Eine Stimme antwortete:

„Es spricht jemand unten im Vorraum!"

„Was für ein neuer Unsinn ist denn das nun schon wieder!" gab ich zurück.

„Kommen Sie selbst; dann werden Sie es auch hören!" entgegnete derselbe Mann.

Als ich nach vorn kam, waren die Leute in großer Aufregung. Lachend meinte ich;

„Vielleicht ist jemand unten, der sich mit euch einen schlechten Scherz machen will!

„Nein, nein!" lautete die Erwiderung. „Das ist nicht die Stimme eines Lebendigen — sie klingt, als ob sie aus einem Grabe käme. Hören Sie nur!"

Die Matrosen waren um die Vorluke gruppiert, und in ihren Zügen sprach sich blasser Schrecken aus. Nicht am wenigsten schien sich Karl zu ängstigen; er stand auf der anderen Seite der Luke und blickte starr auf sie hin, als ob er gebannt wäre.

Ich wartete einige Minuten, ohne jedoch etwas zu vernehmen und war schon im Begriff, die Sache ins Lächerliche zu ziehen, als plötzlich aus der geschlossenen Luke ein tiefes Stöhnen heraufdrang, dem dann mit hohlem Klang die Worte folgten:

„O wie schrecklich, ein Geist zu sein, und nicht aus dem Schiff zu können!"

Verwundert prallte ich zurück und lief nach hinten, um dem Kapitän Meldung zu machen. Er war der Ansicht, es müßte sich durchaus jemand im Raume befinden, und ging mit mir nach vorn. Die Luke wurde geöffnet, man leuchtete mit der Laterne hinein — aber dort konnte niemand verborgen sein: die Ladung füllte das Schiff bis nahe unter die Luke.

„Das Suchen hilft nichts", ertönte dieselbe Grabesstimme; „ein Geist ist unsichtbar".

„Potz Wetter und Pumpstock!" eiferte der Kapitän, dem es aber auch unheimlich zu sein schien, da er sich mit dem Taschentuch die Schweißtropfen von der Stirne wischte. „Tote Menschen können nicht sprechen. Ich rate dir, den Unsinn zu lassen und schnell heraufzukommen; sonst ergeht's dir schlecht!"

Aber die letzten Worte kamen schon mit etwas unsicherer Stimme heraus.

Es folgte ein kurzes Schweigen, während alle mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten.

„Ihr könnt mich nicht fangen, weil ihr mich nicht seht!" wiederholte die Geisterstimme, aber diesmal weit entfernt, als käme sie vom Hinterdeck.

„Nein, das ist zum Tollwerden! rief der Kapitän und ging nach hinten.

Ja, es war zum Tollwerden — wir alle abergläubisch vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen! Nur der Obersteuermann nicht, der infolge der Unruhe seine Koje verlassen hatte und ebenfalls zu uns getreten war. Er schrieb die Sache einer Sinnestäuschung zu: das Schiff sei alt und das Stöhnen und Kreischen seiner Innhölzer und Schotten von uns für menschliche oder Geisterstimmen gehalten worden.

„Weshalb aber passiert denn desgleichen niemals auf meiner Wache, sondern stets nur bei Ihnen?" fragte er mich zuletzt.

Diese Worte frappierten mich; er hatte recht. Ich wurde argwöhnisch, konnte mich aber doch nicht von einem Gefühl des Grauens losmachen, wenn ich über das Erlebte nachdachte.

Acht Tage lang ließ der Geist nichts von sich hören; dann meldete er sich von neuem. Wieder lagen wir in Windstille. Ich hatte die Mittelwache von Mitternacht bis vier Uhr morgens und ging ruhig auf dem Hinterdeck auf und ab, als ein Mann von vorn zu mir kam und meldete, daß das Schiff von Außenbord angesprochen wurde.

„Sie haben wohl geschlafen!" erwiderte ich ihm.

„Nein, Steuermann!" entgegnete er feierlich. „Ich bin so wach gewesen, wie ich hier vor Ihnen stehe, und auch die ganze Wache hat es deutlich gehört. Es klingt geradeso wie die Geisterstimme neulich aus der Vorluke!"

Ich lief nach vorn, weil ich im ersten Augenblick glaubte, ein Boot sei in der Nähe, von dem unser Schiff angerufen würde — vielleicht Schiffbrüchige.

Die Leute standen eng zusammengedrängt auf der Back in der Nähe des Kranbalkens. Ich blickte über Bord, sah und hörte aber nichts von einem Boote; es war draußen ebenso still wie im Schiff selber.

„Weshalb blickt ihr über die Seite?" fragte jetzt eine schwache Stimme, die jedoch mehr aus der Luft als aus dem Wasser zu kommen schien; „ich bin hier!"

„Da," wisperte einer der Matrosen, „jetzt spricht er zum drittenmal. Wohin wir auch sehen — immer ist er an der anderen Seite."

„Es muß jemand im Wasser sein," äußerte ein anderer.

„Nein, nein!" sprach dumpf ein dritter, „es ist der Teufel selbst!"

„Du lügst, Jean!" ertönte jetzt die Geisterstimme ganz laut und so nahe an Jeans Ohr, daß dieser ganz erschreckt mit den Händen an seinen Kopf fuhr.

Alle sprangen entsetzt auf, und es ging wie aus einem Munde.

In diesem Augenblick hatte ich zufällig mein Auge auf das Gesicht des in meiner Nähe stehenden Karl gerichtet und glaubte zu bemerken, daß sich seine Lippen bewegten, als die letzten Worte gesprochen wurden. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen: der Spuk war mir klar.

Ich wartete noch eine Weile; aber die Stimme ließ sich nicht wieder hören. Der Geist schien zu wissen, daß ich auf seiner Fährte war.

Dann faßte ich Karl am Arm und sagte zu ihm:

„Komm einmal mit mir auf das Hinterdeck, ich habe dort etwas für dich zu tun."

Als ich ihn außer Hörweite seiner Kameraden hatte, fuhr ich fort:

„Also du bist der Geist! Hättest du dein Geheimnis bewahren wollen, dann mußtest du es vermeiden, so nahe bei mir zu stehen. Nun verstehe ich auch, weshalb die Stimme immer nur auf meiner Wache gehört wurde. Heraus mit der Sprache! Du bist es gewesen! Ich weiß es — also bekenne! Wenn du es tust, will ich schweigen — vorausgesetzt, daß du mit dem Spiel aufhörst. Anderenfalls sage ich es dem Kapitän und jage die Leute auf dich!"

Die letzte Drohung schien ihn am meisten zu schrecken.

„Ja, ich bin es gewesen!" gestand er seine Schuld, „doch schweigen Sie, Steuermann; wenn die Leute es erfahren, daß ich sie angeführt habe, so bringen sie mich um!" —

Das war die Lösung des Rätsels, das uns alle wochenlang in so große Aufregung versetzt hatte: Karl war ein ausgezeichneter Bauchredner, und hatte seine Kunst benutzt, um sich an der Kameraden Angst zu weiden — —

Nach unserer Rückkehr von der Reise gab Karl jedoch den Seemannsberuf auf. Er mußte wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er mit der Ausnutzung seiner seltenen Kunst auf dem Lande ein besseres Geschäft machen und weit bequemer leben könnte als an Bord eines Schiffs.

Nach einigen Jahren traf ich ihn in Hamburg zufällig bei Besuch eines Spezialitätentheaters, als dessen Mitglied, wo er auf dem Gebiet des Bauchredens Großartiges leistete, allabendlich das Haus füllte und eine anständige Gage erhielt.

Er freute sich aufrichtig, mich wiederzusehen; wir verlebten zusammen einen frohen Abend und erinnerten uns mit vielem Vergnügen des allgemeinen Schreckens auf dem Segelschiff „Maria".

Aphorismen.

Alles Innenleben ist nach außen, alles Außenleben nach innen gekehrt. So wurde die Innerlichkeit oberflächlich und das Oberflächliche innerlich, und der Mensch — ein Nichts!

Was das Gefühl über das Greifbare hinaus aufbaut, reißt der Verstand nieder.

Stille Tugend

„Wenn vom Nebenmenschen Gutes du erfährst, sags' weiter!" Geleitet von diesem Grundsatz, veröffentlichte Vater Kolping im Jahre 1854 folgende schlichte, aber herrliche Erzählung aus dem wirklichen Leben.

In Nieder-Oesterreich (Diözese St. Pölten) war es vor mehreren Jahren, als ein verabschiedeter Tiroler Freiwilliger die Kaiserstraße entlang von Niederösterreich zur Heimat pilgerte. Tat ihm's Herz weh, oder ward ihm der Kopf schwer und müde, kurz, eine Krankheit ergriff den treuen Burschen auf dem Wege, mit der er sich mühsam in den nächsten Marktflecken schleppte, um dort Hilfe und Trost zu suchen. Das Armenhaus des Ortes bot ihm, so gut es ging, ein Unterkommen, und ärztliche und geistliche Hilfe ließ nicht auf sich warten. Das war alles gut; aber die Krankheit wurde nur schlimmer. Wochen vergingen, und die Hoffnung auf Genesung schwebte noch in weiter Ferne. Dazu trat ein neues Uebel. Seine Wärterin erkrankte nun auch, und da dort das Personal gerade nicht im Ueberfluß sich fand, war der Hausgeistliche schon in recht großer Sorge, wem er nun die Pflege des kranken Tirolers übertragen solle. Siehe, da hörte eine wackere Landsmännin des Leidenden von dem kranken Tiroler. Sie kennt ihn gar nicht näher, fragt auch nicht, wie er hieße, noch wo sein Geburtsort liege. Das kümmert sie nicht. Sie geht vielmehr geraden Weges ins Armenhaus, jetzt die Bürde ihrer Waren, mit deren Kleinhandel sie sich ihren geringen Erwerb schafft, im ärmlichen, aber reinlichen Krankenzimmer ab, tritt an die Lagerstätte des Kranken und weicht von der Stunde an nimmer von seiner Seite. Mit der Treue und Emsigkeit einer liebevoll besorgten Tochter und der Umsicht und Mühewaltung einer zärtlich besorgten Mutter pflegt sie ihren kranken Landsmann, der nicht mehr imstande ist, Notiz von ihr zu nehmen. So vergehen Tage und Wochen, und die fromme Pflegerin harrt noch immer aus, bis endlich nach Monatsfrist der Stachel der Krankheit gebrochen und die baldige Herstellung des sonst kräftig gebauten Tirolers in näherer Aussicht steht. Und noch saß die treue Tochter Tirols manchen Tag und manche Stunde der Nacht am Bette des Kranken, unbekümmert darüber, daß indes viele schöne Jahrmärkte für sie unbenützt vorüber gingen, wo sie sonst nie gefehlt. Das, meinte, sie, wird unser lieber Herrgott schon einbringen, der gar gute Zinsen gibt in der Ewigkeit! Und die Freude, als der Kranke endlich aufstehen, umherwandeln, sogar wieder hinaus in Gottes Sonnenschein sich setzen kann! Nunmehr vermeint die Pflegerin, das Krankenzimmer und das Haus verlassen zu dürfen. Mit einem Gruß an den Tiroler und einer Anempfehlung des Genesenden in den Schutz der göttlichen Gnade verabschiedet sich nun die wackere Jungfrau von dem so lang und so sorgfältig gepflegten Kranken. Aber ihren Namen und ihren Geburtsort sagte sie nicht, so dringend er auch darnach geforscht. Sie hatte auch den geistlichen Herrn und den Armenvater, denen sie ihre Legitimation gewiesen, ersucht, ihren Namen dem Genesenden nicht zu eröffnen. „Unser Herrgott weiß schon," hat sie gesagt. Und mit einem heiteren Gruß ging sie von dannen. Und erfahren hat er auch nichts weiter.

Gutes tun ist, so bemerkt Kolping am Schluß der Erzählung, immer schön, aber die Art, in der man's tut, macht doch einen gewaltigen Unterschied. — „Michel, kannst du rechnen?" — „Versteht sich, denn ich habe die hohe Schule hinter mir." — „Nun, so rechne einmal aus, um wie viel höher, größer und heiliger die einfach fromme Tat jener tirolischen Jungfrau ist, als die 100 Taler sind, die neulich mit seinem dicken Namen der Hanspeter nebenan zu wohltätigen Zwecken in die Zeitung setzen ließ". Der Michel, der auch sogar die Zinseszinsenrechnung versteht, kann es nicht herauskriegen, meint aber doch, es ging in die Millionen und dann noch weiter darüber heraus. Wie weit, das wird sich schon am jüngsten Tage klar herausstellen. Es gibt ein Gutestun, das läßt uns ganz gleichgültig und kalt. Wir sind dann nur froh, daß der Notleidende die Gabe hat. Es gibt aber auch ein Gutestun, das berührt uns tiefinnerst, wie wenn Heiliges uns naht: „Das ist Christentum!" rufen wir aus, denn das Herz versteht sich gar meisterlich aufs Wahre.

Die Barbara

Skizze von Anna Dir.

Die Barbara hatte von jeher ihre besondere Art, und so erregte es im Dorf nur geringes Befremden, als sie von ihren zahlreichen Bewerbern den Sternbauern zum Manne nahm, der gute zwanzig Jahre älter war, als sie. Es wurde gemunkelt, der Sternbauer habe früher dem Vater der Barbara, dem wüsten Jost, stillschweigend ausgeholfen, als diesem das Messer an der Kehle saß. Aber niemand wußte Sicheres. Der wüste Jost starb bald darauf, beim Weinkrug von einem Schlag getroffen, — und die Barbara war verschwiegen.

Von den Abgewiesenen hatte mancher ein wachsames Auge auf die junge Frau, aber selbst die Boshaftigen konnten auf ihrer klaren Stirn nur den Widerschein sicheren, ruhigen Glücks erkennen. Und als das Unglück, die schwere Krankheit, über den Sternbauern kam, bewährten sich ihre stillen steten Frauentugenden aufs köstlichste.

Der Sternbauer war hinfort ein sieher Mann, — und so mußte man es wohl für eine Fügung nehmen, daß der Franz, nach beendeter Dienstzeit heimkehrend, als Knecht auf den Sternhof kam. Am Franz hatte sich die Mutter der Barbara dereinst einen Gotteslohn verdient, als das arme Waiselein in der Gemeinde ausgeboten ward, bis die sanfte Frau des damals noch vermöglichen Jost sich seiner erbarmte.

Nun war die Zeit der Vergeltung gekommen für den Franz. Und er nützte sie. Der Sternbauer konnte hinfort in Frieden seiner Leiden pflegen, — Haus und Hof waren bestellt, besser, als unter des Bauern Leitung. Der Franz griff überall selbsttätig mit an, denn er war stämmig, wie ein Baum. —

„Barbara", sprach der Bauer an einem Sonntag nach dem Gottesdienst zu seinem Weibe, und der Name kam langsam über seine Lippen, — „es liegt mir 'was auf der Seele".

„Wußt' es lange", sagte die Barbara, und legte das Gesangbuch in den Schrank.

„Wollte dir's früher sagen," begann der Kranke wieder. „Schämte mich. Aber heute unter der Predigt kam's über mich, daß ich dir's nicht länger verhehlen sollte. Sind wir denn Eins 'worden, so darf kein Schatten sein zwischen uns."

„Sag's nur", meinte die Barbara, und saß neben ihm.

„'s ist um den Franz," sagte der Sternbauer, ohne sie anzusehen. „Ich bin ein alter Mann, — ein sieher Mann. Und ich sej' ihn schaffen neben dir, Tag um Tag, — ihn, der jung ist und stark, und stattlich, wie du, Barbara"...

Er atmete schwer: „Nun weißt du, warum ich mich schämte, dir's zu sagen. 's ist eine Schande für mich, Barbara, — aber mir verbrennt's das Herz."

Er hatte sich von ihr abgewendet, und als er sie aufstehen hörte, erschrak er.

„Bist d' mir gram, Weib?" fragte er zitternd, und seine Stimme klang heiser.

Aber sie stand schon wieder dicht neben ihm.

„Wie sollt' ich, Bauer?" sagte sie milde, und strich über seine feuchte Stirn.

— — —

Am Sonntagabend hatte die Sternbäuerin eine Unterredung mit Franz, dem Knecht.

„Sieh, Franz", sagte die Barbara, „ich könnt' dir die Ursach verhehlen, und eine andere, eine falsche suchen, daß du von uns sollst. Ich mag es nicht, und meine, der Bauer hat um uns verdient, daß wir ihn um der Wahrheit willen nicht geringer achten. Es geht dir ans Herz, ich weiß es wohl, — denn du bist dankbar. Willst meiner Mutter an mir vergelten, was sie dir einstmals getan. Aber die Schuld ist abgetragen durch deine Treu', und vielmals schon."

„Nein Bäuerin!" bekannte der Franz, und das Wasser stand hellglänzend in seinen Augen. „Ihr müsset mich nicht für besser halten, als ich's verdiene...

Da war's, als ob er noch etwas sagen möchte. Aber die Barbara gab ihm die Hand, und trat von ihm weg zu der Kammer des Bauern.

— — —

Den anderen Morgen hatte der Franz sein Bündel geschnürt.

Mitten in der großen Stube standen der Bauer und die Bäuerin, ihm die Hand zu reichen. Und wie er nun vor der Barbara stand, zog sie sacht seinen krausen Kopf zu sich herunter, und gab einen Kuß auf seine Stirn, wie eine Mutter dem Sohne tut.

Das war ein köstlicher Reisesegen! — und der Franz zog seine Straße mit stolzem Herzen.

Als er gegangen, ließ der Sternbauer sich schwer in seinen Lehnstuhl fallen.

„Wer soll's schaffen nun?" fragte er gepreßt, an seiner siechen Gestalt herunterschauend, — „bis ein anderer Knecht gefunden?"

„Ich", sagte die Barbara und ging an ihre Morgenarbeit. —

Die folgende Nacht hatte der Bauer einen unruhigen Schlaf. Einmal fuhr er erschrocken auf, — er meinte, ein Seufzen seines Weibes vernommen zu haben, und gespannt horchte er herüber zu ihr. Es blieb aber alles still.

Ob er sich wohl getäuscht hatte?